

Feuilleton

Von der Talfahrt des weißen Mannes

Und warum man die buckligsten Pisten seines Weges, Sexismus und Rassismus, in einem Atemzug nennen muss

VON KEVIN RITTBERGER

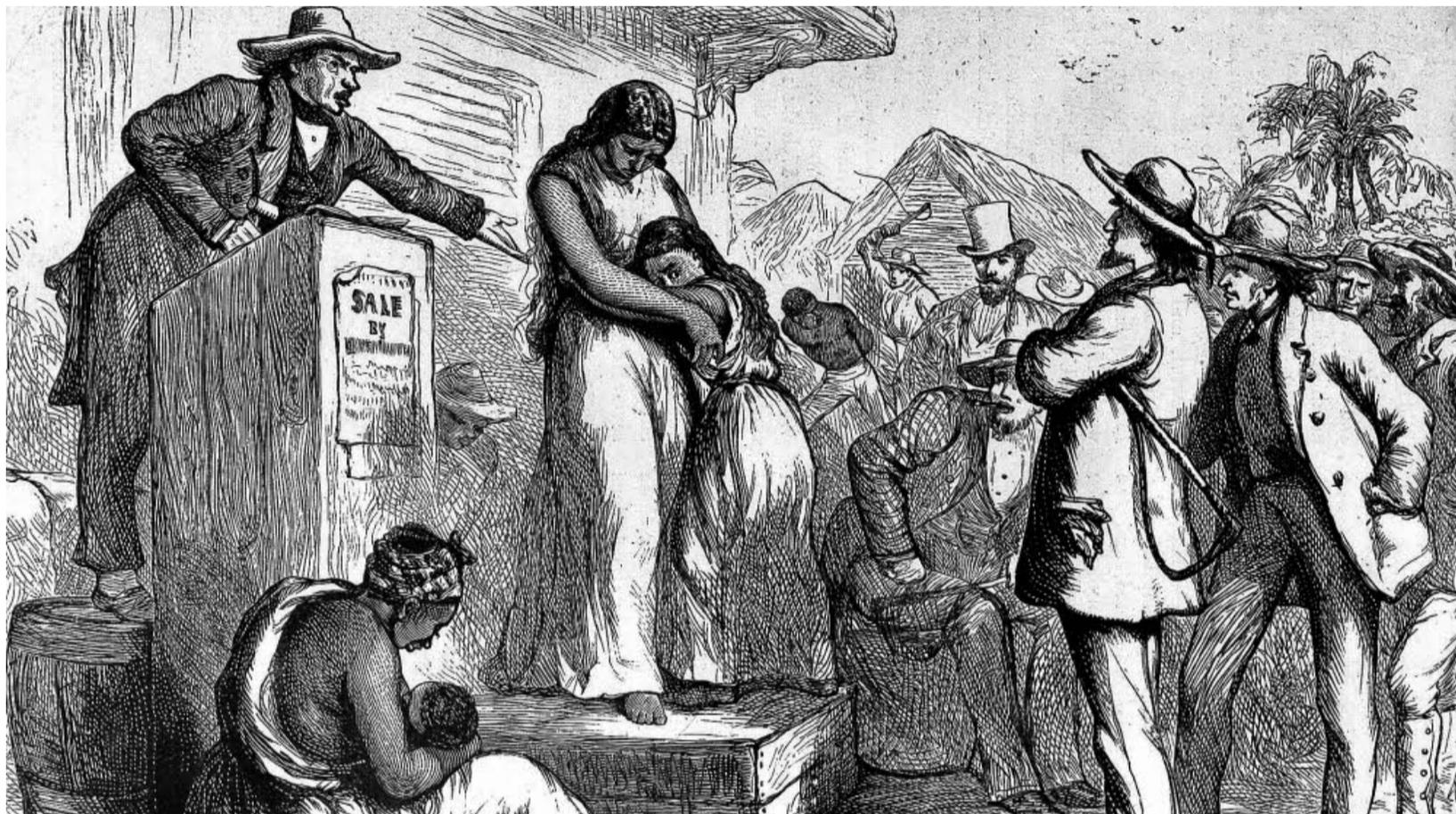
Die soziokulturellen Debatten der Gegenwart führen etwas vor Augen: Der weiße Mann fürchtet um seine Privilegien und eifertig wird er sie nicht aus der Hand geben. Davon künden seine Trotzreaktionen auf #MeToo, Gender Mainstreaming, politische Korrektheit und auf die Einwanderungsgesellschaft sowieso. Etwas in den Hintergrund geraten ist dabei seine imperiale Lebens- und Produktionsweise. Doch dass eine auf Jahrhunderte selbstverständliche Herrschaft über den Globus an ein Ende gelangen muss, schon rein ökologisch, lässt sich nicht länger leugnen. Gerade die Erfolge der Populisten, ihre kulturpolitische Rückschrittlichkeit und aggressiven Ausgrenzungen legen nahe, dass die Welt des weißen Mannes ihren Zenit überschritten hat.

So verbünden sich die völkischen Nationalisten unter dem Deckmantel der Terrorismusabwehr gegen die hilflosesten Schutzfliehenden. Und während die einen die offene Gesellschaft ganz ablehnen, befürworten die anderen sie mehr aus volkswirtschaftlichen Gründen denn aus dem transkulturellen Verständnis einer universellen Gemeinschaft. Entsprechend ist die andere Seite einer humanistischen Flüchtlingspolitik das ungleiche Arbeitsverhältnis, welches die möglichen Billiglöhner in Aussicht stellen. Angenommen aber, ihm würde das Ruder gemächlich aus der Hand genommen und dennoch dürfte er weiter mitbestimmen: Wohin steuerte er, der weiße Mann, als Gleicher unter Gleichen? Vielleicht kann er es ja sportlich nehmen und sich eigene Ziele setzen.

Der Mehrfachgeschonte

Es scheint in diesem Zusammenhang durchaus sinnvoll, Sexismus und Rassismus in einem Atemzug zu nennen, die beiden buckeligsten Pisten der unaufhaltsamen Talfahrt des weißen Mannes. Auch scheint es nicht zu komplex, die Mühen des Privilegienverlusts zunächst als Folge einer verschränkten Herrschaftsgeschichte zu betrachten. Denn keine Gondel wird den weißen Mann, den Mehrfachgeschonten, zur Talstation bringen, auf dass er nochmals den Ausblick genieße. Er ist aufgefordert, den Weg noch einmal Stück für Stück in Augenschein zu nehmen, wenn der zukünftige ein gemeinsamer werden soll.

In diesem Zusammenhang lohnt ein erneuter Blick in Silvia Federicis Werk „Caliban und die Hexe“. Sie bringt die verfolgten Hexen in Europa mit den versklavten Indigenen und Afrikanern in Übersee in Verbindung sowie den Landlosen und Vagabunden, jenen Proletariern avant la lettre. Und während Marx erst nach der großen Privatisierungswelle ab Ende des 16. Jahrhunderts einen Haufen weißer Männer vorfindet, welche nichts mehr zu veräußern haben als ihre Haut, um pünktlich zur Stunde Null des Kapitalismus vor den Werkstoren zu stehen, sucht Federici schon im Feudalismus nach Formen der Unterdrückung.



GETTY/HULTON ARCHIVE UNITED STATES

Während Frauen und versklavte Menschen die Arbeit unbezahlt verrichteten, bekam der weiße Mann im Kapitalismus Zugang zur Lohnarbeit. Sklavenauktion in den USA, um 1830

Und findet heraus, dass es die Mächtigen seit dem späten Mittelalter verstehen, den weißen Mann gleich doppelt aufzuwerten: Da sind zum einen die Mittellosen, die, bevor sie gegen die da oben rebellieren können, eher gegen das andere Geschlecht aufgebracht werden; der Klassenantagonismus wird in einen Antagonismus zwischen Männern und Frauen überführt.

Zudem wird die Solidarität der Ärmsten in den Kolonien gebrochen, indem weiße Schuldknechte gegenüber indigenen und afrikanischen Sklaven zusehends privilegiert werden. Noch bevor also mit Marx der Klassenkampf die Weltbühne betritt, ist die Spaltung der Deklassierten aller Länder, so Federici, entlang verschiedener Linien bereits vollzogen. Frauen können den Männern klassenübergreifend als Freiwild, Hexen, Huren oder bloßer Besitz zur Werkstellung der Reproduktion gelten. Und während die Arbeit von Frauen und versklavten Menschen auf Jahrhunderte unbezahlt verrichtet wird, bekommt der weiße Mann im Kapitalismus Zugang zur Lohnarbeit. So verhält er sich zu den besagten Spaltungen bis in die Moderne hinein als Komplize. Machtverhältnisse sind seit Jahrhunderten eingeschiffen, kulturgeschichtlich verankert und werden vom Volkstum weiterhin wiedergekaut. Sexismus und Rassismus bestehen fort.

Und der Wohlstandschauvinismus macht ihn blind für seinen ökologischen Fußabdruck, der nicht nur viel zu schädlich ist für diese eine Welt, sondern fairen Handel mit den Ländern des Südens weiterhin verunmöglicht. Der Privilegienverlust, in den sich weiße Männer, welche In-

WIEDERGELESEN



CC BY-SA 3.0 ES/MARTA JARA

Silvia Federici, 1942 in Parma geboren, marxistisch-feministische Philosophin, Professorin für politische Philosophie und Women Studies (emer.), lebt in New York. Im Original erschien „Caliban and the witch“ 2004, die deutsche Übersetzung kam 2012 im Mandelbaum Verlag heraus.

Kevin Rittberger, geb. 1977 in Stuttgart, ist Schriftsteller und Theaterregisseur. 2016 kuratierte er am Maxim Gorki Theater die Veranstaltungsreihe „Alchemie des Neuanfangs“. Im gleichen Jahr erschien sein Band mit Kurzprosa und Mini-Essays „Arglosigkeit“ (Textem Verlag).

klusion, Geschlechtergerechtigkeit und Quotenregelungen begrüßen, inzwischen eingefunden haben, ist ein erster Schritt. Die Spaltungen aufzuheben, welche seit Jahrhunderten eingeübt sind und in blinden Flecken, hegemonialen Sprechweisen und unmarkierten Hierarchisierungen fortwirken, ein zweiter. Der entscheidende wird jedoch sein, das Alleinstellungsmerkmal aufzugeben, ein weißer Mann zu sein. Der Weg in

die Partikularität, wie ihn Minderheiten beschränken, um sich strategisch zu ermächtigen, ist ihm offensichtlich versperrt. Sollte er darüber larmoyant werden, badet er bereits knietief im Opfermythos der Rechten. Dass der Verlust schmerzt und der weiße Mann darauf getrimmt ist, den Sieg davonzutragen, bezeugt die Endzeithetorik der Neuen Rechten: In der „national befreiten Zone“ materialisieren sich die täglichen Abschiebe- und Entsorgungsphantasien der neuen Parlamentarier.

Ohne Testosteron keine Kultur?

Auch die Sexismus-Debatten in Film, Fernsehen und Theater bewegen manch einen zu den krudesten Rechtfertigungen, vom ältesten Biologismus über die Einzigartigkeit des kreativen Schaffens bis hin zur umgekehrten Hexenjagd, von der zuletzt Michael Haneke sprach, in bewusster Verkehrung der Historie. Wenn der Hoch-Status schon nicht mehr als natürliches Recht behauptet werden darf, so soll es wenigstens das Gewohnheitsrecht regeln. Dann wird der Kultur- auch gerne zum Hochleistungsbetrieb erklärt, der einzig durch Testosteron auf Trab gehalten werden könne. Bloß nicht weich werden, ist der Tenor alternder, weißer Kulturarbeiter. Gerade auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sollen Späne fallen, wenn der Hobel zum letzten Mal geschwungen wird.

Es entsteht der Eindruck, der weiße Mann könne nur dann genialische Ergüsse abliefern, wenn er seine Privilegien weiterhin ungezügelt ausagieren darf. Gerade das Theater rückt seine hierarchischen Struktu-

ren dabei nicht selten in die Nähe der kapitalistischen Gewinnermentalität und des anachronistischen Willens zur Macht. In scheinbarer Unkenntnis von Synergien selbstorganisierter Gruppen und der Effizienz von Kollektiven spielen angegriffene Regenten samt Entourage dann mit der Behauptung, es käme zu jähem Leistungsabfall und Qualitätskolaps, sollte die Peitsche einmal aus der Hand gelegt werden. Die Betroffenen und Schwachen sind diesen Zuchtmeistern zufolge ohnehin immer selbst schuld und werden verachtet. Ob Frauen, People of Colour und andere ehemals marginalisierte Gruppen das Regiment auf lange Sicht milder führen – in Theatern, Politik oder Industrie – bleibt abzuwarten.

Dazu braucht es einen erweiterten Dialog über Arbeitsteilung, Arbeitszeitverkürzung und die Rotation sämtlicher Arbeitsformen, welche ein Gemeinwesen ausmachen. Der weiße Mann wird lernen auszuhalten, dass ein poröses Selbstbild nicht retouchiert werden muss. Ganz im Gegenteil wird viel Druck von seinen Schultern fallen können. Im großen Maßstab wird entscheidend sein, die Schrumpfung, welche alternative Ökonomen auch mit dem Begriff Degrowth versehen, nicht als individuellen Kräfteschwund zu erleben, sondern ein Mehr an gemeinsamen Möglichkeiten. Es wird den weißen Mann bereichern, wenn er Vertrauen darin gewinnt, auch am eigenen Ast sägen zu können, ohne hart aufzuprallen. Er wird dies nur schaffen, wenn er die helfenden Hände der Anderen nicht ausschlägt und sich (und ihnen) die Schonung gestattet, die jeder Mensch verdient.